

Die Rede des Anderen

Narrative Interviews versus psychoanalytische Interviews Überlegungen zum Setting¹

Ela Hornung

Dieses Sprechen, es sagt uns nicht nur durch das Wort, sondern durch all seine Äußerungen auch. Selbst durch seinen Körper sendet das Subjekt ein Sprechen aus, das, als solches, Sprechen der Wahrheit, ein Sprechen ist, von dem es nicht einmal weiß, dass es es selbst sagen will, immer mehr als es davon zu sagen weiß. (Lacan 1990, 334)

Vor einigen Jahren musste ich für meine Aufnahme als Kandidatin für die psychoanalytische Ausbildung bei der WPV (Wiener Psychoanalytischen Vereinigung) Interviews im Rahmen eines Rundgangs bei allen Lehranalytikern und -analytikerinnen des Vereins absolvieren. Danach wurde im Lehrausschuss über meine Aufnahme entschieden. Ich empfand das in mehrfacher Hinsicht als äußerst schwierige, unklare und unangenehme Aufgabe: Der Auftrag bestand darin, wie ich erst im Interview erfuhr, in fünfzig Minuten² meine Biographie und den Fortgang meiner Lehranalyse – meines Falles – zu schildern. Schon meine Wortwahl zeigt, dass ich mir dabei von Anfang an zwei biographische Erzählungen vorstellte, was natürlich bereits meine Interpretation der sehr allgemeinen Aufgabenstellung und Ausdruck meiner Biographie war, nämlich Historikerin zu sein, die lange Zeit mit Oral History gearbeitet hatte und eine psychoanalytische Ausbildung beginnen wollte. Das Beschreiben meiner psychischen Entwicklung empfand ich als sehr intim, vor allem sollte ich ja danach bewertet und eingeschätzt werden. Ich wusste auch nicht genau, worauf es ankam und welche Art von biographischer Erzählung von mir erwartet wurde. Wie sollte ich mich in diesem Interview positionieren? Ich entschied mich dann für ein Mittelding zwischen historischer Lebensgeschichte und dem Verlauf meiner inneren seelischen biographischen Rekonstruktionsarbeit, wo ich, noch mitten im Prozess stehend, schon auf manches Latente, Unbewusste gestoßen war. Auch heute sehe ich noch, wie nahe diese beiden Narrative manchmal sind, auch wenn sie mir doch immer klarer unterscheidbar und keineswegs mehr als dasselbe, also differenter als gedacht, erscheinen. Diese ungewohnte Interviewsituation blieb mir aber deutlich im Gedächtnis und begleitet mein Nachdenken über diese zwei Formen des Interviews bis heute.

1 Der folgende Text basiert auf meinem Vortrag auf der *European Social Science History Conference*, 13. bis 16. April 2010, Ghent, Belgien.

2 Eine psychoanalytische Sitzung dauert in der Regel 45 oder 50 Minuten.

In diesem Artikel werde ich mich – unter einer eher theoretischen und methodischen Perspektive – mit diesen beiden unterschiedlichen Typen und Settings von biographischen Interviews beschäftigen: Dabei werde ich die Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen dem biographisch-narrativen Interview in der historischen Forschung und dem Erstinterview in psychoanalytischen Settings vergleichen und versuchen, diese näher herauszuarbeiten. Ich werde dabei meinen Blick zunächst auf das biographisch-narrative Interview richten und dann auf das psychoanalytische (Erst-)Interview.

Das biographische Narrativinterview

Mit dem biographischen Narrativinterview arbeitete ich als Historikerin viele Jahre in unterschiedlichsten Forschungszusammenhängen. Diese Form des Interviews gehört zu den qualitativen Interviews und wurde von Fritz Schütze (Schütze 1983; Rosenthal 1995; Sieder 1998) in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelt, um die subjektive Sichtweise von Protagonisten herauszuarbeiten. Unter dem Narrativinterview versteht man generell die von den Befragten frei entwickelte, durch eine Eingangsfrage – die erzählgenerierende Frage – angeregte Stegreiferzählung³. Diese Vorgehensweise bietet gegenüber den Formen der standardisierten Befragung den Vorteil, dass nicht der Interviewende, sondern der Interviewte darüber entscheidet, welche Erzählungen in welchem Umfang zu einem bestimmten Thema relevant sind. Auf diese Weise können Themen in unterschiedlichsten Formen zur Sprache kommen (oder eben auch nicht), deren Sinn sich erst in der späteren Interpretation erschließt. Jedes Interview ist von einer zeitlichen Trennung zwischen vergangener Erfahrung und gegenwärtiger Erinnerung gekennzeichnet. Erzählen über die Vergangenheit erfolgt immer aus der Perspektive der Gegenwart und mit Blick auf die Zukunft. Erzählte Lebensgeschichten rufen nicht einfach vergangene, historisch gewordene Realitäten auf, sondern sind komplexe textliche Grundlagen, die als performatives und kommunikatives Konstrukt aus der Gegenwart heraus vom Erzähler oder der Erzählerin im Kontakt mit dem Interviewer oder der Interviewerin hergestellt werden. Sie werden im biographischen Prozess aufgeschichtet, überlagert, modifiziert, sind geschlechtsspezifisch, sozial und kulturell etc. bestimmt und entstehen in der Interviewsituation, im Artikulationsprozess stets neu. In biographischen Erzählungen werden über Brüche und Krisen hinweg „temporäre Identitäten“ präsentiert. Interviews unterscheiden sich von anderen Quellen darüber hinaus hinsichtlich ihres Entstehungskontextes: Sie entstehen in der Kommunikation zwischen Forschendem und Beforschem; sie werden also erst produziert. Diese Kommunikationsbeziehung und der Kontext, in dem sie stattfindet, beeinflussen – wie übrigens auch bei schriftlichen Dokumenten – Inhalt und Form des Interviews und müssen daher in der Interpretation berücksichtigt werden. Immer finden in Interviews auch Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse statt, auf die ich später noch näher eingehen werde, die aber in einem historischen Kontext meist nicht beachtet werden und weniger relevant sind. Es handelt sich beim narrativen Interview um eine künstlich einseitige Kommunikation,

3 Stegreiferzählungen sind nach Harry Hermanns spontane Erzählungen, die nicht vorbereitet oder vollkommen standardisiert sind, wobei gerade bei ritualisierten Erzählungen Grenzziehungen schwierig sind (Hermanns 1991, 183). Vgl. dazu auch Schütze 1984.

da sich die Interviewerin stark zurückhält.⁴ Diese methodische Einseitigkeit ist beim analytischen Interview mit der Abstinenz noch stärker ausgeprägt.

Das narrative Interview zielt vorab auf die Perspektive der Biographen und auf die Generierung von Erzählungen; letzteres stellt einen Unterschied zum psychoanalytischen Interview dar, das auf alle Äußerungsformen fokussiert, worauf ich noch eingehen werde. Erzählen von Ereignissen, die selbst erlebt wurden, ist emotionaler, näher am Ich-Erzähler als andere Sprechformen, weil wir uns beim Erzählen leichter in unkontrollierbaren Erzähldynamiken und -zwängen verheddern. Beim Erzählen gibt es starke inhärente Kräfte – Zugzwänge des Erzählens –, die bewirken, dass die Erzählung weniger bewusst kontrolliert werden kann als andere Sprechformen. Wenn wir etwas erzählen wollen, müssen wir auch etwas zu erzählen haben. Etwas muss uns erzählenswert erscheinen oder von jemandem so definiert werden. Ganz alltägliche Routinen sind schwerer zu erzählen als besondere Ereignisse, die sich unserem Gedächtnis leichter einzuprägen scheinen. Eine Erzählung benötigt eine Pointe, einen Höhepunkt, eine Komplikation, eine Auflösung. Außerhalb dieses Spannungsbogens können wir nur schwer erzählen. Beim Erzählen werden bestimmte Regeln wirksam: Wir müssen eine Geschichte zu Ende bringen (Gestaltschließungszwang). Wir müssen, um eine Geschichte verständlich zu machen, genügend Einzelheiten erzählen (Detaillierungszwang). Bei allen Details müssen wir uns auf das Wesentliche konzentrieren (Kondensierungszwang). (Schütze 1977, 10) Wir dürfen beim Erzählen nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen; das schadet der Wirkung einer Erzählung. Solche Regeln treten keineswegs in allen Interaktionssituationen auf. Eine gewisse freundliche, vertraute Atmosphäre ist ebenso notwendig, um ins Erzählen zu kommen, wie Zeit und Empathie. Dies gilt übrigens auch für das psychoanalytische Interview.

Bei anderen Erzählformen wie Bericht oder Argumentation wird eine größere Distanz zur eigenen Person hergestellt, so die Erzähltheorie. Damit ist auch die Idee verbunden, dass die Erzählungen stärker an konkreten Handlungsfolgen und weniger an Ideologien und Rationalisierungen der Befragten orientiert sind. Erzählungen stellen etwas Bewusstes dar, denn Unbewusstes können wir schwerlich erzählen, weil wir es ja nicht kennen. Daher zielt das psychoanalytische Interview nicht primär auf die Generierung von Erzählungen. Dennoch geben Interviewpartner, die frei erzählen, auch im narrativen Interview zuweilen Erinnerungen preis, die sie auf direkte Fragen nicht hätten äußern können oder wollen. (Vgl. Hopf 2000, 357) Erzählen stellt also eine Form des (bewussten) Nacherlebens dar; es ist formal etwas Besonderes und durch eine bestimmte Ästhetik gekennzeichnet. Es folgt anderen Regeln als Berichten und Argumentieren. Durch das narrative Interview und die zugehörige Methodologie soll Raum für die Struktur und Gestalt von Erfahrungsweisen geöffnet werden. Durch die Betonung der Erzählung als Gestalt, die mehr umfasst als Aussagen und berichtete ‚Fakten‘, ist ein Modell für die Rekonstruktion von Verläufen in ihrer inneren subjektiven Logik vorgelegt worden. (Flick 1995, 122)

Beim biographisch narrativen Interview lassen sich zwei Ebenen unterscheiden.

(1) Die erlebte Lebensgeschichte (die objektiven biographischen Daten), worunter wir

4 Harald Welzer hat diese Neutralitätsposition kritisiert. Zutreffend scheint diese Kritik bei Überspitzungen, aber generell zielt das narrative Interview nicht auf die Kommunikation zwischen zwei Personen an sich, sondern stärker auf das Herausarbeiten der Perspektive des Biographen bzw. der Biographin. Vgl. Welzer 2000, 53.

die äußeren auf die Biographie wirksamen Momente verstehen können, die äußerlich vorgegeben, aber von uns innerhalb gewisser Handlungsspielräume mitbestimmt sind: den Zeithorizont, das Geschlecht, das Alter, die Generation, Klasse, politisches Milieu, gesellschaftliche Diskurse, familienbedingte Konstellationen, auch viele unbewusste Einschreibungen, durch die unbewusste Familienbiographie.

(2) Die erzählte Lebensgeschichte (vgl. dazu ausführlich Rosenthal 1995), die Konstruktion unserer Erzählung, hängt immer zusammen mit dem Zeitpunkt, dem Erzählrahmen: dem Setting und der Interviewsituation, in der erzählt wird, und dem Gegenüber. Sie hängt auch von der Lebensphase ab, in der sich die interviewte Person gerade befindet.

Erzählen heißt also – so können wir zusammenfassen – immer mehr oder weniger bewusstes Interpretieren des eigenen Lebens. Sichtweisen auf unsere Lebensgeschichte verändern sich dabei permanent – das gilt übrigens auch für die Sichtweisen im psychoanalytischen Interview. Bei alten Leuten gerät eine lebensgeschichtliche Erzählung oft zu einer Art des Lebensrückblicks, einer Bilanzierung, die stärker auf die Vergangenheit fokussiert; ganz anders als bei Jüngeren, bei denen die Zukunft noch mehr Raum einnimmt. Das Ende des Interviews wird je nach Erschöpfungsgrad und Situation von der Interviewerin bzw. dem Interviewer gesetzt. Bei Bedarf wird ein zweiter Termin vereinbart. (Vgl. Hornung 2005, 34) Auf beiden Ebenen gibt es viele Ähnlichkeiten und Verbindungslinien zum psychoanalytischen Interview. Bevor ich auf diese näher eingehe, möchte ich ein Beispiel für einen typischen Anfang eines narrativen Interviews geben.

Johann Hartl⁵ wurde 1923 in Wien geboren und ging dort zur Schule. Seine Eltern waren Tschechen, die 1913 nach Wien kamen. Der Vater war Tapezierermeister und Sozialdemokrat, die Mutter Heimarbeiterin. 1942 absolvierte Johann Hartl die Matura. Dann arbeitete er in einer Weberei und war dort bis zu seiner Pensionierung als Prokurist tätig. 1942 wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Wegen der Explosion eines Gewehrlaufs bei einer Schießübung wurde er, da er für die Vorbereitung der Munition zuständig war, wegen „Sabotage und Wehrkraftzersetzung“⁶ angeklagt und inhaftiert. Rund um den sich abzeichnenden Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ gelang ihm die Flucht nach Wien, bevor er vor dem Zentralgericht angeklagt und abgeurteilt werden konnte. Johann Hartl begann nach seiner Rückkehr nach Wien ein Medizinstudium, das er aus finanziellen Gründen abbrach. Er fing in einem Stoffgeschäft zu arbeiten an und ging als Prokurist in Pension. 1994 heiratete er seine langjährige Lebensgefährtin.

I(interviewerin): Vielen Dank, dass Sie sich Zeit genommen haben für dieses Interview und bereit sind, mit mir zu reden. Meine Methode ist so, dass ich zuerst nach Ihrer Biographie frage. Also Sie können mir alles erzählen aus Ihrem Leben, was Ihnen wichtig ist. Sie können anfangen, wo Sie wollen, ja es ist alles für mich interessant. Im zweiten Teil werde ich dann zur Biographie nachfragen und noch spezifischer zum Thema ihrer Erfahrungen im Krieg fragen.

⁵ Der Name wurde verändert.

⁶ Diese Fallgeschichte habe ich im Rahmen meiner Habilitation rekonstruiert (Hornung 2010, 287 ff.).

B(iograph): Soll ich mit der Lebensgeschichte, tatsächlich bei der Geburt beginnen (lacht)?

I: Wo immer Sie wollen, (I und B lachen) Ist eine gute Frage, ja die Wahl liegt bei Ihnen. (lachend).

B: Ja. In Wien geboren, in Wien aufgewachsen, in Wien zur Schule gegangen, Volksschule Realgymnasium, Universität, Studium abgebrochen, das Studium hab ich begonnen danach⁷, nach dem Krieg, das muss ich auch dazusagen, denn ich bin von der Matura weg eingerückt. Also einmal so, um das jetzt in die Reihe zu bringen. Dann hab ich ein Medizinstudium begonnen, Medizinstudium abgebrochen, weil ich finanziell keine Möglichkeit hatte, es weiter zu führen, das heißt ich habe Nachhilfeunterricht gegeben, und damit hab ich mich dann komplett vertan, denn je mehr Nachhilfeunterricht man gibt, um zu Geld zu kommen, umso weniger Zeit hat man dann zum Studieren, dann hab ich's aufgegeben. Ich hab dann in meinem Alter natürlich später keine Lehre oder sonst etwas mehr gemacht, sondern bin als Verkäufer in der Textilbranche engagiert gewesen. Ich hab dann in der Spinnerei gearbeitet. Und hab mich dort zum Prokuristen hinaufgearbeitet, von dort bin ich dann weg in die Weberei und bin wieder Prokurist gewesen bis zum Ausscheiden, Neunzehn-sechzig beendet. Und jetzt leb ich als Privater zurückgezogen und freu mich meines Daseins (leicht lachend).

Das ist ein recht typischer Beginn eines narrativ-biographischen Interviews. Der Zeitzeuge ist am Anfang etwas unsicher, was oft der Fall ist. Zeitzeugen fragen nicht selten nach, wie sie ihre Lebensgeschichte erzählen sollen, wo sie mit der Lebensgeschichte anfangen sollen. Manche Zeitzeugen beginnen mit Erzählungen zu den Eltern oder Großeltern. Johann Hartl konzentrierte sich hier auf die berufliche Erzählung, auf seine Schul- und Ausbildung, die negativ durch die Kriegszeit, seine ökonomische Situation und seine Einrückung als Soldat beeinflusst war. Damit reagiert er auch auf das von mir vorab angekündigte Forschungsinteresse an den Auswirkungen von Krieg und Militärzeit und auf das, was landläufig unter einer biographischen Erzählung verstanden wird. Er beschreibt implizit ebenfalls sein Milieu, als er seine ungünstigen Startbedingungen betont, da es ihm aus finanziellen Gründen nicht möglich war, das Medizinstudium weiterzuführen. Auch dass er dann nach dem Krieg („danach“) nicht mehr in dem Alter war, so etwas wie ein Lehre oder eine Ausbildung von Anfang an zu beginnen, wird ausgeführt, womit er dem Krieg und der Militärzeit die Schuld an seiner nicht ganz wunschgemäße Ausbildung gibt.

Das psychoanalytische Erstinterview

Das psychoanalytische Interview oder auch das psychoanalytische Erstgespräch strukturiert ein Feld, welches sich dadurch auszeichnet, dass zwischen den Teilnehmenden eine signifikante Beziehung entsteht, von der alles, was sich ereignet, abhängt. Am Anfang werden die zeitliche Begrenzung auf 45 oder 50 Minuten und die Kosten bekanntgegeben.⁸ Im Idealfall stellt dies den Beginn eines jahrelangen Prozesses dar.

⁷ Hervorhebung drückt lauter Werden aus.

⁸ Im Unterschied zum narrativen Interview wird für das psychoanalytische Erstinterview meist gezahlt.

Im Unterschied zu dem prozessualen Charakter der Analyse ist das Erstgespräch noch als ein Ganzheitliches übersehbar. (Eckstaedt 1995, 9) Es geht dabei vorrangig darum, es dem Interviewpartner, der Interviewpartnerin zu erleichtern, sich möglichst frei zu äußern, so wie er oder sie ist. Generell zielt diese Form des Interviews nicht auf Erzählungen, es sind alle Ausdrucksformen – auch körperliche Reaktionen und szenische Gestaltungen – aufschlussreich; im Gegenteil, das Nicht-Erzählte stellt meist das Wichtigste dar, denn das, was erzählt wird, ist ja bereits bewusst und damit in diesem Kontext nicht mehr wesentlich von Belang. Geht es doch im psychoanalytischen Arbeitsbündnis darum, Unbewusstes erst bewusst werden zu lassen. Dennoch ist es von Bedeutung zu beobachten, ob und wie jemand sich erinnert, seine Geschichte erzählt oder agiert. Es geht aber auch von Anfang an um die Übertragung, die sich im Laufe der Analyse zur Übertragungsneurose ausbildet: „Hat sich die Übertragung erst zu dieser Bedeutung aufgeschwungen, so tritt die Arbeit an den Erinnerungen weit zurück.“ (Freud 1999, 462) Oftmals geht es daher viel eher darum, das „szenisch“ Mitgeteilte zu verstehen, wie im Gegenüber eine „szenische Evidenz“ (Argelander 1970) ausgelöst wird. Um das zu erreichen, versucht der Interviewer, die Interviewerin so wenig wie möglich, am Interview teilzunehmen; je weniger er oder sie teilt, desto besser wird das Feld, um das es im Verlauf gehen wird, sichtbar sein. (Etchegoyen 1999, 42 ff.) Das bedeutet nicht, überhaupt nicht teilzunehmen oder außerhalb zu bleiben, sondern die Initiative zum großen Teil dem Interviewpartner, der Interviewpartnerin zu überlassen. Der Interviewer, die Interviewerin schlägt weder Themen vor noch werden Ratschläge erteilt, auf die der Interviewpartner, die Interviewpartnerin als Stimulus reagieren muss, was beim narrativen Interview ja ganz ähnlich ist, aber weniger streng gehandhabt wird. In aller Kürze: Der Interviewer, die Interviewerin nimmt an einem Prozess teil und stellt die Bedingung des Phänomens dar, das beobachtet wird. Das ist die hilfreichste Haltung, um das Ziel eines analytischen Interviews zu erreichen, nämlich herauszufinden, ob eine Person eine Psychoanalyse machen soll oder psychiatrische oder psychologische oder eine andere Hilfe benötigt. (Etchegoyen 1999, 45) Das bedeutet, es gibt keine Erzählaufforderung am Beginn des Interviews, was einen Unterschied zum narrativen Interview darstellt, an dessen Beginn ein Stimulus zum biographischen Erzählen steht. Wenn wir in einem psychoanalytischen Interview zu viel intervenieren, indem wir zu viel fragen (Befragung), zu viel Unterstützung geben, unsere offene Sympathie ausdrücken, Meinungen äußern oder über uns sprechen, dann verwandeln wir dieses Setting in einen üblichen Dialog oder eine alltägliche Konversation. Die gegenteilige extreme Haltung, die häufig Anfänger an den Tag legen, besteht darin, sich zu abstinieren, zu hermetisch zu verhalten, was auch nicht gut ist, weil das Verwirrung, Angst und Ärger beim desorientierten Interviewpartner erzeugen kann. (Etchegoyen 1999, 45) Der Grad der Abstinenz ist eine Gratwanderung und muss in dieser Form des Interviews methodisch ad hoc variiert werden je nachdem, wie sich die Situation und der Patient zeigen.

Die Dynamiken der Übertragung beginnen also, wie erwähnt, vom ersten Moment des Kontakts, meist bereits am Telefon bei der Terminvereinbarung. Unter Psychodynamik wird hier ein kommunikativer Prozess zwischen zwei Personen verstanden, der aus dem Unbewussten von beiden Personen gespeist ist, der das Verhalten beider bestimmt und das Informationsmaterial organisiert. Ein Erstinterview ist immer auch Ergebnis und Resultante des Unbewussten zweier Persönlichkeiten, die sich hier

begegnen und aufeinander wirken. (Eckstaedt 1995, 11) So ist es möglich, dass das Interview als ein Prozess, ein Verhör, als Zwang zu sprechen interpretiert wird, was einen Hinweis beinhaltet auf eine vorangegangene konflikthafte Situation. Sullivan unterstreicht, dass es am Beginn des Interviews immer zu einem Anstieg von Angst kommt, was sowohl für den Interviewer, die Interviewerin als auch für den Interviewpartner, die Interviewpartnerin gilt. (Sullivan 1970) Diese Angst informiert uns über das Strukturniveau⁹, die Probleme; falls die Angst einen kritischen Moment erreicht, kann es notwendig sein, diese zu modulieren und mit einer möglichst neutralen und konventionellen Frage zu den Motiven der Konsultation das Eis zu brechen. (Etchegoyen 1999, 45) Das Instrument der Psychoanalyse sind wir selbst, so dass wir im Interview erforschen, wie sich unser Gegenüber mit anderen verhält, ohne aus dem Blick zu verlieren, dass wir das Gegenüber sind, dem alles berichtet wird. Das Setting des Interviews verlangt, dass die Variablen Zeit und Ort fixe Konstanten und dass bestimmte Regeln notwendig sind, um die analytische Aufgabe zu erfüllen. Die Grundsituation ist also noch asymmetrischer als jene im narrativen Interview, in dem es doch oft vorkommt, vor allem nach Ende der offiziellen Interviewphase, dass wir persönliche Gespräche bei Kaffee und Kuchen führen. Nicht selten wurde ich nach einem narrativ-biographischen Interview nach meinem privaten Leben gefragt oder nach politischen Einschätzungen und Ähnlichem. Das ist in einem psychoanalytischen Interview undenkbar. Wir versuchen dort so wenig wie möglich von unserem realen Leben preiszugeben, um das Feld der Projektionen und Phantasien über uns möglichst wenig zu stören. Der Auftakt der Analyse wird auf die Feststellung der Grundregel verwendet, dass nicht diejenige Reziprozität herrscht zwischen Analytiker/Analytikerin und Analysand/Analysandin („Sie erzählen mir ihre Geschichte, und ich erzähle Ihnen meine“), die sonst üblich ist, und dass dasjenige, worüber der Analysand, die Analysandin bereitwillig spricht, weniger interessant ist, sondern dass es darum geht, alles auszusprechen, was einem durch den Sinn geht, so sinnlos, unzusammenhängend, geschmacklos, peinlich und verletzend es auch erscheinen mag. (Fink 2005, 29 ff.)

Das psychoanalytische Erstinterview ist dabei das erste einer Reihe von sehr vielen Sitzungen; in bestimmten Fällen können Zweitinterviews die Eindrücke zu Anfang vertiefen und klären helfen. Das Interview dient einem bestimmten Zweck und ist zeitlich begrenzt. Das narrative Interview hat thematisch einen offeneren Zweck und ist auch zeitlich offener. Das Ziel des psychoanalytischen Interviews ist es, herauszufinden, ob es möglich sein könnte, gemeinsam analytisch zu arbeiten, ob die Methode dem Krankheitsbild angemessen erscheint und ob der Patient, die Patientin introspektionsfähig ist, d.h. für die Analyse gewisse selbstreflexive Voraussetzungen mitbringt und wie die Motive dazu aussehen.

Für all das, was sich im Erstgespräch ereignet, gibt es keine fixen Regeln; alles hängt von den Umständen und dem szenischen Feld ab. Manchmal kann eine Frage in diesem Gespräch weiterhelfen, aber wir sollten uns daran erinnern, zu bemerken, warum diese Frage notwendig war.

Schlussendlich geht es auch darum, ob man sich gegenseitig sympathisch ist und sich vorstellen kann, für einige Jahre sehr intim und eng zusammenzuarbeiten.

9 Der Begriff stammt von Heinz Kohut und beschreibt die Fähigkeit, Konflikte zu bewältigen unter Berücksichtigung der existierenden Defizite und Ressourcen.

(Ferenczi 1999) Die Meinungen über das Ausmaß, die Notwendigkeit und die Möglichkeiten, diagnostische Erkenntnisse über die Krankheit des Patienten im Erstinterview herauszufinden, gehen stark auseinander. Konsens herrscht darüber, dass wir am Arbeitsbeginn eine psychodynamische These zur Diagnose haben sollten, auch wenn die Übergänge zwischen Krankheit und Gesundheit fließend sind. Es gibt die Ansicht, dass man eigentlich erst am Ende einer psychoanalytischen Therapie die genaue Diagnose herausgefunden hat. Es gibt aber auch ganz gegenteilige Meinungen wie die von Otto Kernberg, der das strukturelle Interview zur strukturellen Diagnose entwickelt hat, um möglichst viele objektive diagnostische Erkenntnisse bereits im Erstinterview zu gewinnen. Kernberg geht es darum, Strukturmerkmale herauszuarbeiten. Dieses Interview konzentriert sich auf Symptome, Konflikte oder Schwierigkeiten, die der Patient, die Patientin zeigt, und auf die besonderen Formen, in denen er oder sie in der Interaktion mit der Interviewerin im „Hier und Jetzt“ reflektiert. (Kernberg 1984, 21) Generell zielt das psychoanalytische Interview darauf herauszufinden, wie schwer die Krankheit des Patienten und ob eine psychoanalytische Therapie adäquat ist. Noch während und vor allem nach Ende des ersten Interviews muss man sich also trotz aller Offenheit entscheiden, ob diese Frage bejaht oder verneint werden kann. Das alles habe ich hier bereits aus der Perspektive der Analytikerin geschildert. Da ich aber selbst durch eine jahrelange Lehranalyse gegangen bin, erinnere ich mich auch noch gut, wie es mir in der anderen Position erging¹⁰, wie ich beim Erstgespräch ebenfalls mein Gegenüber und die Praxis genau beobachtete, wie ich versuchte, mir eine Meinung zu bilden, und mich fragte, bei wem ich mich bei den Erstinterviews am wohlsten gefühlt hatte. Und sicher war mein Begehren primär davon angetrieben, interessant zu erscheinen und beim Lehranalytiker oder der Lehranalytikerin meiner Präferenz einen Platz in Lehranalyse zu bekommen. Ich versuchte, meine Geschichte also möglichst spannend zu erzählen, wobei ich heute sicher bin, dass ich bei dem meisten, was ich sagte, ganz anders beurteilt wurde, als ich es intendierte.

Im Folgenden ein Beispiel aus dem Stundenprotokoll des Erstgesprächs mit Frau Karl.¹¹ Sie hatte mich recht schüchtern angerufen und um einen Termin gebeten. Ich sei ihr von einem Kollegen empfohlen worden.

Sie läutet auf die Minute pünktlich, hat aber keine Zeit mehr im Warteraum. Wie sie herein kommt, wirkt sie etwas gehetzt. Sie sagt, sie habe die Tür nur schwer gefunden, da nichts angeschrieben sei. Sie ist fünfundzwanzig Jahre alt, hübsch, blond, kurze Haare, klein, schlank, sie trägt lustige Kugeloohrringe, sie ist außer Atem, zieht die Jacke aus und lächelt mich an. Sie sagt „Guten Tag!“, sonst nichts. Wir lächeln uns an. Ich spüre, wie Spannung entsteht, wie diese steigt. Sie traut sich nicht, etwas zu sagen. Ich habe den Eindruck, sie hält die Spannung nur schwer aus und ist sehr unsicher. Ich breche die Spannung und frage:

Ich: Was führt Sie her?

*Susanne Karl.: Ich bin etwas unsicher, da ich so was noch nie gemacht habe.
Ich komme auf Empfehlung über Dr. K. Ich will etwas vom Ballast und dem*

¹⁰ Irene Bandhauer-Schöffmann hat mich auf diese von mir in meinem Vortrag „Different Settings“ auf der *European Social Science History Conference* in Ghent 2010 vernachlässigte Perspektive aufmerksam gemacht.

¹¹ Der Name und die biographischen Daten wurden anonymisiert.

Müll, der von meiner Familie herkommt, abarbeiten, da ich den nicht, wenn ich selber Kinder bekomme, in diese Familie tragen will, das kann jederzeit sein, in ein, zwei Jahren, ich weiß nicht, ich kann das alles nicht nur mit meinen Freundinnen besprechen, ich will das mal jemanden Außenstehenden, jemanden Objektiven erzählen ...

Pause: (Sie schaut mich fragend an.)

Ich: Es scheint Ihnen schwer zu fallen, etwas über sich zu erzählen, sie können über Ihre Probleme, ihre Familie, ihre Biographie, was immer sie wollen erzählen, es ist alles für mich interessant.

Susanne Karl: Also ich komme aus dem Weinviertel, ich habe auch gerade große Probleme mit meinem Vater, der ist noch im Weinviertel, und von dem krieg ich die Alimente, aber er wirft mir immer vor, dass ich nichts Gescheites mache, für ihn ist ein Studium nichts, nur mit der Hand arbeiten, das zählt. Er meckert immer und zahlt nicht freiwillig. Er ist ist ... kommt aus sehr einfachen Verhältnissen. Er geht oft in den Wald, so Waldarbeiten, Schnitzeleien ... (Sie formuliert das abwertend.) Ich habe jetzt das Gefühl, dass ich rausfahren muss, vor allem um die Schwester zu unterstützen, die sonst keine Alimente kriegt, weil sie im zweiten Bildungsweg ist. Ich habe dauernd das Gefühl, dass ich meine Schwester schützen muss. Aber sonst hält mich draußen nicht mehr viel, mein Vater hat das Haus furchtbar umgebaut, ich kenne es so nicht mehr, es ist hässlich.¹²

Die Patientin hat mir im ersten Gespräch vor allem ihre Schwierigkeiten mit ihrem Vater und ihre Rolle als ältere, schützende Schwester geschildert, aber wenig über ihre Mutter erzählt. Ich frage mich, ob da nicht bereits eine Art Mutter-Übertragung auf mich begonnen hat. Sie erzählt nicht viel von ihrer Mutter; schützt sie sie? Ich soll objektiv sein, wünscht sie sich. Da sehen wir auch schon etwas von ihrem Widerstand. Sie sucht mich auf, sie habe die Tür aber nur schwer gefunden. Ich habe den Eindruck, sie sucht vielleicht innerlich nach ihrer Mutter, sie findet sie aber nur schwer. Und ist nicht gleich am Beginn unseres Gesprächs ein kleiner Vorwurf an mich in der Bemerkung enthalten, „ich hab die Tür zu Ihrer Praxis nur schwer gefunden“, womit sie mir auch sagt, ich habe es verabsäumt, die Tür besser kenntlich zu machen, ich mache ihr es schwer, mich zu finden? Da sehen wir schon etwas von ihrer Inszenierung und dem latenten Gehalt des Erstgesprächs. Auf der manifesten Ebene sagt sie mir, sie wolle ihren „Müll“ aufgrund ihrer Familiengeschichte loswerden. Es geht ihr also weniger ums Durcharbeiten als darum, diese Dinge abzuladen, die Therapie als Müllablageplatz. Dass sie die Spannung nur schwer aushält und mich dazu bringt, eine Eröffnungsfrage zu stellen, ist ein Zeichen, dass sie sehr fragil ist und wahrscheinlich einiges an schweren Problematiken mitbringt und mich dazu gebracht hat, ihr mit einer Frage weiterzuhelfen. Nach dem Interview vereinbarte ich mit ihr einen zweiten Termin. Ich entschied mich danach, sie in Therapie zu nehmen, und sie wollte beginnen.

¹² Gedächtnisprotokoll vom 3.5.2010, das direkt nach der Stunde angefertigt wurde.

Beim psychoanalytischen Interview lassen sich also zusammenfassend drei Ebenen unterscheiden: (1.) Die Ebene der objektiven Informationen: Dabei geht es – ähnlich wie beim biographisch-narrativen Interview – um das Herausfinden von biographischen Fakten, bestimmten Verhaltensweisen oder Persönlichkeitseigentümlichkeiten, die jederzeit nachprüfbar sind (das erlebte Leben). (2.) Die Ebene der subjektiven Informationen: Dabei geht es um die ausschließlich subjektive Bedeutung, die der Patient, die Patientin diesen Ereignissen verleiht (das erzählte Leben). (3.) Die Ebene der szenischen oder situativen Information: Dabei dominiert das szenische Erlebnis der Situation, auch wenn geschwiegen wird; diese Szene ist niemals durch Wiederholung nachprüfbar. Dabei geht es um die Ebene der Übertragung. Das ist ein Unterschied zum narrativen Interview. Das Instrument der Wahrnehmung ist dabei einzig und allein die Persönlichkeit des Interviewers, der Interviewerin; es geht dabei um das unbewusste Beziehungsfeld mit dem Patienten, das schon bei der Terminvereinbarung, beim ersten Kontakt zu wirken beginnt. (Argelander 1970, 14) Das ist eine Ebene, die beim narrativen Interview weniger interessiert, auch wenn wir unsere Eindrücke in unserem Forschungstagebuch notieren.

Das Ergebnis des psychoanalytischen Interviews ist – so lässt sich resümieren – das Resultat einer Materialverarbeitung von unterschiedlichen Interviewinformationen. (Argelander 1970, 12) Es geht um die Integration der Information aus allen drei vorher genannten Quellen. Die Rollen der an diesem Gespräch beteiligten Personen sind ebenso wie beim narrativen Interview festgelegt: der Psychoanalytiker bzw. die Psychoanalytikerin, der Historiker bzw. die Historikerin, der Patient bzw. die Patientin, der Zeitzeuge bzw. die Zeitzeugin. Beim psychoanalytischen Interview soll das Erstinterview schlussendlich dazu dienen, ohne zu drängen oder zu überreden festzustellen, ob der Patient, die Patientin eine Entscheidung für die Therapie treffen möchte. (Argelander 1970, 101)

Gemeinsamkeiten

Bei den Prinzipien der Gesprächsführung gibt es zwischen beiden Interviewtypen einige Gemeinsamkeiten, die für die interpretative qualitative Sozialforschung und das psychoanalytische Interview gelten.

(1.) Das Prinzip der Offenheit, wobei das psychoanalytische Interview thematisch offener ist, weil oft nicht einmal eine Frage am Beginn steht, sondern die Anfangsspannung genutzt werden kann, die ohne Stimulus entsteht. Über den Grad der Abstinenz gibt es divergierende Meinungen. Zeitlich ist das narrative Interview offener, das psychoanalytische Interview dauert 45 bis 50 Minuten und wird bezahlt.¹³

(2.) Die relative Abstinenz des Interviewers, der Interviewerin, wobei diese beim psychoanalytischen Interview grösser ist, (3.) das Prinzip der Kommunikation, (4.) Raum zur Gestaltentwicklung, (5.) Förderung von Erinnerungsprozessen, (6.) Förderung des Aussprechens von heiklen Themenbereichen, (7.) aufmerksames und aktives Zuhören (Empathie brauchen wir in beiden Fällen) und (8.) sensible und erzählgenerierende Nachfragen.

Bei beiden Interviewtypen kann mit Lacan resümiert werden: „Das Unbewusste ist die Rede des Anderen“. Das gilt für die (un-)bewussten historischen wie für die psy-

13 Vgl. zu den Anwendungen, den Problemen und Grenzen Flick 1995, 147.

chisch-biographischen Wirkkräfte; und die interessieren Historikerin und Psychoanalytikerin beide gleichermaßen. Diese gilt es doch – mit beiden Interviewtypen – zu entziffern und in ihren manifesten und latenten Inhalten näher herauszuarbeiten.

LITERATUR

- Argelander, Hermann (1970): Das Erstinterview in der Psychotherapie, Darmstadt.
- Eckstaedt, Anita (1995): Die Kunst des Anfangs. Psychoanalytische Erstgespräche, Frankfurt am Main.
- Etchegoyen, Ricardo Horacio (1999): The fundamentals of psychoanalytic technique, London.
- Ferenczi, Sandor (1999): Ohne Sympathie keine Heilung, Frankfurt am Main.
- Fink, Bruce (2005): Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse Theorie und Technik, Wien.
- Fischer, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17, 405-425.
- Flick, Uwe (1995): Qualitative Forschung, Hamburg.
- Freud, Sigmund (1999): Gesammelte Werke. Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Bd. XI, Frankfurt am Main.
- Hermanns, Harry (1991): Narratives Interview, in: Uwe Flick, Ernst von Kardoff, Heiner Keupp, Lutz von Rosenstiel und Stephan Wolff (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München, 182 ff.
- Hopf, Christl (2000): Qualitative Interviews – ein Überblick, in: Uwe Flick, Ernst von Kardoff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Hamburg.
- Hornung, Ela (2005): Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem zweiten Weltkrieg, Wien.
- Hornung, Ela (2010): Denunziation als soziale Praxis. Fälle aus der NS-Militärjustiz, Wien, Köln, Weimar.
- Kernberg, Otto F. (1984): Die strukturelle Diagnose, in: Otto F. Kernberg: Technik II, Schwere Persönlichkeitsstörungen, New Haven, London.
- Lacan, Jacques (1990): Freuds technische Schriften, Seminar Buch I, Berlin.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt am Main.
- Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen, Bielefeld, Universität Bielefeld, Fakultät Soziologie (Manuskript).
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik 13, 3, 283–294.
- Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, 78–117.
- Sieder, Reinhard (1998): Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung, in: Karl R. Wernhart, Werner Zips (Hg.): Ethnohistorie: Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung, Wien.
- Stack Sullivan, Harry (1970): The psychiatric interview, New York.
- Welzer, Harald (2000): Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS 13, 51-63.